



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

und als Zügel benützt er eventuell einen bloßen Grasfied. Jüngere Leute gefallen sich darin, ihr mutiges Köhlein nach Herzenslust zu tummeln. Da geht es bergauf und bergab, über Bäche und Gräben, über Stock und Stein. Ein alter Kraalbesitzer ist auch hierin viel vernünftiger; wohl reitet auch er noch viel und gern, doch meist in einem leichten tänzelnden Trab, der das Köhlein wenig anstrengt, und die Peitsche aus Seetuhhaut sucht meist nur als Zeichen seiner Macht und Würde in der Luft, und saust nur im Notfall auf den Rücken des Pferdes nieder.

Aus so einem Heiden einen wahren Christen zu machen, ist ein gutes Stück Arbeit. Bei Kindern geht es noch verhältnismäßig leicht; daher unser Bestreben, möglichst viele derselben in unsere Kost- und Tageschulen zu bekommen. Ungleich schwerer dagegen hält die Bekehrung bei Erwachsenen, zumal bei den Männern, die mehrere Weiber haben und überdies weit von der Missionsstation entfernt wohnen, sodas sie nur selten in die Predigt und zum Gottesdienst kommen. Bei solchen muß man oft froh sein, wenn sie nur in der Todesstunde sich zur Annahme der hl. Taufe bereit erklären.

Andere hinwiederum scheinen der Ansicht zu sein, die Taufe allein genüge zum wahren Christentum, und sonst bestehe da keine Verbindlichkeit. So wurde ich jüngst zu einem Manne gerufen, der etwa 1 1/2 Stunden von Emaus entfernt in einer angrenzenden Lokation wohnt. Es haben sich dajelbst seit Jahren die Wesleyaner niedergelassen und schon mehrere Schulen gegründet. Ihre Wirksamkeit war nicht ohne Erfolg, doch findet man in dortiger Gegend unter zahlreichen Protestanten auch noch viele Heiden. Bei Sterbefällen schicken die Schwarzen vielfach nach Emaus und Lourdes und begehren die katholische Taufe. So auch hier. Der Sohn eines Kraalbesizers war nach Emaus gekommen, mir zu melden, das sein Vater in der Nacht erkrankt sei und gar sehr nach der Taufe verlange.

Ich machte mich sogleich auf den Weg und wanderte in Begleitung des strammen Burschen dem bezeichneten Kraale zu. Die ersten dreiviertel Stunden ging es der Poststraße entlang, dann bogen wir nach rechts ins Tal der Klubi-Lokation ab. Es findet sich dajelbst eine große Zahl recht gut instand gehaltener Kaffernhütten, wie sich überhaupt die dortigen Bewohner durch Reinlichkeit und Ordnungssinn hervor- tun. Selbst die Kinder sind fast alle anständig be- kleidet, und man sieht hier nicht das wilde Herum- jagen nach dem im Freien weidenden Vieh. Ihren Hütten entlang zieht sich ein langer, offener Graben, der das vom Berge herabkommende Quellwasser in die einzelnen Gehöfte und zur Zeit der Trockenheit auch über die angrenzenden Felder leitet.

Bei der betreffenden Hütte angekommen, fand ich den Kranken, einen Mann von etwa 55 Jahren, gemüthlich im Freien sitzend. Er hatte sich eine einfache Erkältung zugezogen, und von Gefahr war absolut keine Rede. Trotzdem verlangte er die hl. Taufe. Er war mit seiner Frau und all seinen Kindern noch heidnisch; das Christentum kannte er nur dem Namen nach. Der gute Mann war höchlichst erstaunt, als ich ihm sagte, das ich ihn nicht so ohne weiteres taufen könne; er müsse zuerst so und solange christlichen Unterricht genießen und diese und jene Bedingungen erfüllen; nur in Todesgefahr pflegten wir die Taufe schneller und leichter zu erteilen, diese aber sei bei

ihm keineswegs vorhanden. ... Schließlich schien er meine Gründe doch zu begreifen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, an ihm einen braven Katechumenen gefunden zu haben. Vielleicht gewinnen wir mit ihm zugleich seine ganze zahlreiche Familie.

In der Hütte selbst fand ich die schönste Ordnung, und seine Leute waren alle bekleidet; auch hatte er, was die Bekehrung immer sehr erleichtert, nur eine Frau. Nach gewissen Anzeichen zu urteilen, hatte er allerdings ein bewegtes Leben hinter sich, und Freiheit und Ungebundenheit galt ihm über alles. Wie er sich unter diesen Umständen in die Gebote Gottes und der Kirche und ein christliches Leben überhaupt hineinfinden wird, bleibt eine Frage. Jedenfalls braucht er ein großes Maß von Gnaden; wer will sie ihm erbeten helfen? (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Die hl. Pfingsttage sind vorüber. Unsere schwarzen Neuchristen sind wieder recht zahlreich zu den hl. Sa- kramenten gegangen; auch die Söhne, Töchter und Enkelkinder des guten Leonhard kommen fleißig zur Kirche, nur er selber, der gute Alte, hatte während dieser Gnadentage wieder zu Hause bleiben müssen. Ich beeilte mich daher, ihn am ersten freien Tag zu besuchen, konnte ich mir ja denken, wie einsam und verlassen er sich fühlen mochte.

Ich fand ihn auffallend still und müde vor der Hütte sitzend. „Das ist schön von dir, Inkosazana, das du gekommen bist!“ begann er; „ach, ich fühlte mich in diesen Tagen so einsam und allein; alles ging zur Kirche und empfang die hl. Sakramente, nur ich mußte ferne bleiben. Im Geiste war ich allerdings auch dabei, und ich dachte in diesen Tagen viel darüber nach, wieviel Gutes uns der liebe Gott durch euch Trappisten und Missionschwestern erwiesen hat. Ja, diese ama-Roma übertreffen alles, was ich je in meinem langen Leben gesehen. Welch wunderbare Macht habt ihr doch über die Herzen von uns Schwarzen gewon- nen! Ich hatte früher auch schon christliche Missionäre kennen gelernt und verschiedenes von ihrer Predigt gehört, doch mein Herz blieb dabei hart wie ein Stein; als aber die ama-Roma hieher kamen, da war ich be- siegt am ersten Tage.

Doch soweit sind wir in unserer Erzählung noch nicht. Ich habe das letztmal erzählt, das ich, nach- dem ich von den Buren zurückgekommen war, ein ziemlich tolles Leben führte. Anfangs wollte ich die Gewissensbisse ersticken, die ich wegen Charlie hatte, später freute es mich, das mich alle als einen Helden betrachteten, der jeder Gefahr gewachsen sei. Besonders leidenschaftlich liebte ich die Jagd. Da gab es kein Rennen, Treiben und Jagen, wo ich nicht dabei ge- wesen wäre. Dazu war ich der Liebling des Königs Matshimane und stets in seinem Gefolge. Auch die heidnischen Gebräuche machte ich damals ohne An- stand mit; erst als Christ erkannte ich, wie häßlich und verwerflich die meisten derselben sind. Ich war eben Heide wie meine Genossen alle. Immerhin je- doch kann ich versichern, das ich nie Menschenblut vergossen habe und das ich nie berauscht war; selbst bei der ausgelassensten Freude hielt ich mich zurück im Genuß geistiger Getränke. Desgleichen ekelte mich jede Lüge an, nicht weniger als Diebstahl und Ver- trug. Solcher Schändlichkeiten habe ich mich nie schul-

dig gemacht, auch als Heide nicht. Gerade dies aber ehrte der König an mir; und war irgendwo unter seinen Leuten ein Streit ausgebrochen, so schickte er mich, ihn zu schlichten. Alles fügte sich meinem Urteil, und keiner widersprach. „Duma hat gesprochen“, hieß es, „und der ist nützlich“. Sogar unter den Weibern meines Vaters mußte ich oftmals vermittelnd auftreten. Meine Mutter, die Inkosikazi, war allerdings stiller und friedliebender Natur; nicht so die andern; da gab es Streitigkeiten und Eifersüchteleien ohne Ende, und in der Regel schoben sie dann die Schuld auf ein junges, schwächliches Weib, das von meinem Vater weniger geliebt wurde, weil es ihm keine Kinder schenkte. Ich aber nahm dieselbe vielfach in Schutz, sodaß meine Mutter mehrmals zu mir sagte: „Mein Sohn, du hast ein schönes Herz; sicher wartet deiner einst ein großer Lohn!“

Inzwischen war ich über die Jünglingsjahre hinausgekommen. Es war Zeit, daß ich mir einen eigenen Kraal baute, und mein Vater selbst drang auf meine Verheiratung. Es fehlte mir keineswegs an entsprechender Auswahl, allein mein Vater wünschte, ich sollte jenes Mädchen nehmen, dessentwegen ich schon als junger Fant einen Zweikampf zu bestehen hatte. Sie hieß Umfazi wabantu und liebte mich sehr; meine Liebe dagegen war inzwischen ziemlich erkaltet. Ich hätte lieber eine andere Wahl getroffen, allein mein Vater drängte; ich wollte ihm und dem Mädchen nicht wehe tun, und so kam es zur Hochzeit. Wir lebten übrigens friedlich zusammen; nach und nach gewann ich sie wieder ziemlich lieb, denn sie war fleißig, gesund und stark und schenkte mir noch vor Ablauf zweier Jahre zwei muntere Mädchen.

Bei all' dem richtete ich mein Augenmerk immer auf eine gewisse Komahloya; sie war ein sehr schönes, lustiges intombi und von auffallend heller Gesichtsfarbe. Sie war vom Anfange an das Weib meiner Wahl, doch es kam ein Hindernis nach dem andern. Da hörte ich auf einmal, ihr Vater habe sie an einen alten Mann um 15 Ochsen verschachert und Komahloya sei weinend in dessen Kraal geschleppt worden. Flugs eilte ich zu ihrem Vater, bot ihm 25 Ochsen und bekam die Braut! — Mein Jubel war groß, und auch Komahloya freute sich, daß sie von dem alten, verhassten Mann frei geworden; meinem Vater aber gefiel die Geschichte nicht. „Sibt es nicht Mädchen genug im Lande“, fragte er, „weshalb wählst du also unter bereits Verlobten und Verheirateten?“ Und er hatte recht. Die Liebe hatte mich blind gemacht, und später strafte mich Gott selbst dafür. Komahloya gebar mir nur ein einziges schwächliches Kind, dann wurde sie krank; ihr ganzer Leib wurde über und über mit schrecklichen Wunden bedeckt, bis sie endlich eines langsamen, überaus schmerzlichen Todes starb. —

Inkosazana, ich möchte hier gerne noch ein Wort beifügen, obgleich ich weiß, daß ihr abelungu an solche Dinge nicht glauben wollt. Wir aber kennen das, und ich behaupte heute noch, daß meinem Weibe ein böser Zauber angetan wurde. Ihr früherer Bräutigam hat sie aus Haß und Neid mit einer umuti (Medizin) beworfen, und deshalb verwelkte ihre Schönheit so schnell, und mußte sie eines so elenden Todes sterben. — O, Inkosazana, damals stieg auch in meinem Herzen ein wilder Haß auf gegen jene, die mein Glück so grauam zerstört, und es fehlte damals wenig, so hätte ich an dem Schuldigen blutige Rache genommen! —

Komahloya aber hatte ein gutes Herz, kannte keinen Haß und war in allem viel besser als ich. „Duma“, sagte sie eines Tages, „nimm dir noch ein drittes Weib; denn ich werde bald sterben. Dies wird deinen Jorn mildern und du wirst wieder glücklich sein, wie zuvor.“ — Der Rat gefiel mir tatsächlich nicht übel; nur hieß es, diesmal die richtige Wahl treffen.

Nun lebte in unserer Nähe ein Mann, der hatte zwei erwachsene Töchter. Die ältere, ein hohes, schlank gewachsenes intombi hieß Noi, die jüngere Noncina. Beide waren fleißig und tüchtig in jeder Beziehung; mir aber gefiel die jüngere besser, denn sie hatte ein überaus heiteres Wesen, sang und plauderte den ganzen Tag und man hörte ihr helles, munteres Lachen vom Morgen bis zum Abend. Die ältere dagegen war ernst und stille, das gerade Gegenteil ihrer Schwester. Leider ging es mir aber bei dieser meiner dritten Hochzeit wie bei der ersten. Ich nahm nicht jenes Mädchen, an dem mein Herz hing, sondern jenes, das mir andere aufschwätzten. Mein Vater und meine Mutter rieten mir, Noi zu heiraten, ebenso handelte deren Vater und mehrere andere, und so gab ich endlich nach. Inkosazana, man rühmte mich allgemein als einen schlauen Kopf, in diesem Punkt aber war ich ein großer isilima (Esel)! Zuerst gab ich dem Geschwäg der andern nach, und später mußte ich dem Drange meines Herzens folgen.

Kaum war ich mit Noi verheiratet, da zeigte es sich, daß sie krank war und mir keine inzalo (Nachkommenschaft) geben werde. — Von jener Stunde an war mir das Weib zuwider und ich bedauerte nun doppelt, daß ich nicht Noncina, ihre frische, gesunde und fröhliche Schwester, genommen hatte. Um dieselbe Zeit starb mein Lieblingsweib Komahloya, und auch der einzige Knabe, den sie mir geschenkt hatte, blieb schwach und elend und kränkelte beständig. Dazu gesellte sich die Krankheit meiner Mutter. . .

Diesmal sprang Nois Vater als Retter ein. Da er meinen Kummer sah und wußte, daß mein Herz an seiner jüngeren Tochter hänge, kam er eines Tages zu mir und bot mir sie als Braut an. Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an, und von jener Stunde an kehrte neues Glück und frisches Leben bei mir ein! Noncina lachte und plauderte auch bei mir den ganzen Tag, und auch Noi, die ältere Schwester, war fortan wie umgewandelt. Ihr ganzes finsternes Wesen verlor sich, sie wurde sogar wieder gesund und stark und schenkte mir später noch mehrere Kinder.

Leonhard lächelte vergnügt in sich hinein. In diesem Augenblick verdunkelte sich der Eingang seiner Hütte; Antonia, sein braves Weiblein, trat herein. Sie brachte ihm ein Stückchen Kürbis, ermunterte ihn unter fröhlichem Lachen und Scherzen zum Essen und entwickelte überhaupt eine solche Zungenfertigkeit, daß ich dem Redefluß rasch eine andere Wendung geben mußte, sonst wären wir bis in die tiefe Nacht hinein an kein Ende gekommen. Als sie die Hütte verlassen hatte, sprach Leonhard lächelnd: „Das ist Noncina; sie ist sich bis in ihre alten Tage immer gleich geblieben, und ich habe an ihr viele Freude erlebt. Gleich im ersten Jahr schenkte sie mir ein Zwillingsspärrchen und brachte, wie gesagt, wieder frisches Leben in mein Haus. Wohl zeigte sie sich zuweilen auch etwas streitsüchtiger Natur, allein dann trat Noi, ihre ältere Schwester, die sie ungemein liebte, vermittelnd ein, und bald fing Noncina wieder zu lachen, zu singen und zu

plaudern an und es herrschte, wie zuvor, der schönste Friede.

Zum Schluß, Inkosazana, möchte ich dir heute noch etwas vom Tode meiner Eltern erzählen. Meine Mutter starb etwas früher. Ich hatte kurz zuvor Noi geheiratet, Noncina aber weilte damals noch bei ihrem Vater. Inkosazana, hast du deine Mutter geliebt? Doch, welch' eine Frage? Ich weiß, ihr abelungu liebt eure Mutter alle gar sehr; aber auch meine Liebe zu meiner guten, teuren Mutter, die einst aus sieben Wunden für mich geblutet hatte, war überaus groß; und somit magst du die Größe meines Schmerzes ermessen, als es mit ihr zum Sterben kam. Ich versammelte alle meine Weiber und Kinder um die Matte, auf der sie sterbend in ihrer Hütte lag; auch ihre übrigen Söhne mit ihren Weibern und Kindern waren da. „Bantwana, Kinder“, rief sie mit auffallend kräftiger Stimme, „wenn der Vater nicht mehr ist — und er wird mir bald nachfolgen, — dann sehet Duma als euren Herrn und Vater an! Wo er hingeht, da gehet ihr auch hin, und was ihr ihn tun sehet, das tut auch ihr! Wer Duma nicht folgt, wird zu Grunde gehen; sein Haus wird aussterben!“

Nach diesen Worten schwieg sie und lag ruhig, wie schlafend da. Ich beugte mich über sie und fand, daß sie — tot war! Da fing ein großes Weinen an in unserm Kraal; die Mädchen, Weiber und Kinder schriean laut, während die Jünglinge und Männer in stummer Trauer neben der Leiche saßen. Mein inhiziyo (Herz) aber krampfte sich zusammen, und ich konnte nicht weinen, obgleich meine Trauer über den Verlust der guten Mutter unbeschreiblich groß war. — Später dachte ich noch oft über ihre letzten Worte nach. Sie sind buchstäblich eingetroffen. Alle, die mir folgten, fanden den wahren, katholischen Glauben, und sind nun glücklich und zufrieden, während die übrigen samt ihrem Haus zu Grunde gingen.

Mein Vater war inzwischen ebenfalls schon recht alt geworden. Er war nicht eigentlich krank, doch saß er meistens vor der Türe seiner Hütte, Besuche in anderen Kraals machte er nur höchst selten. Noch heute schwebt mir gar lebhaft seine Gestalt vor Augen. Er war groß und ungemein stark und wohlbeleibt; ein großer Kopf ruhte auf fettem Nacken zwischen zwei mächtigen Schultern, und seine Füße glichen denen eines Elephanten, weshalb er auch bei seinen Stammesgenossen den ehrenden Beinamen „indhlova“ (Elephant) führte. Schwere Arbeit blieb ihm Zeit Lebens erspart, und da er viel mit Königen umging und hier ungezählte Stunden im Kate saß, hat er ganz ungläublich viel utshwala (Kafferbier) getrunken, was namentlich zu seiner Fettleibigkeit beitrug. Doch, er konnte auch was vertragen, und bewahrte, auch wenn er noch so viel getrunken hatte, seinen hellen, klaren Kopf. Seine Stimme klang etwas speckicht und gleich zuletzt fast dem Grunzen eines ingulube (Schweines).

Eines Tages nun, es war nicht allzu lange nach dem Tode meiner Mutter, saß er merkwürdig still und ernst vor seiner Hütte und schaute der Morgen-sonne zu, wie sie in goldener Pracht über die Berge heraufgestiegen kam. Plötzlich brach er das Schweigen und sagte zu mir und meinen Brüdern: „Kinder, bis die Sonne da drüben im Westen steht, bin ich heimgegangen.“ Erstaunt fragten wir den guten Vater, ob er sich krank fühle. „Nein“, sagte er, „ich bin nicht eigentlich krank, aber ich fühle, daß ich goduka,

heimgehe.“ Und so war es auch. Noch ehe die Sonne im Westen untergegangen, war mein Vater nicht mehr; er war heimgegangen.

Wir begruben ihn mitten in unserer Hütte, — so hatte er es ausdrücklich vor seinem Tode bestimmt — gaben ihm uralter Sitte gemäß alle seine Lieblings-sachen, wie Dose, Bierkrug, Affagai und Schild, Ringe und Perlenkette usw. mit ins Grab, rissen sodann die Hütte nieder, bauten über des Vaters Grab einen großen Steinhügel und verließen zuletzt die Gegend, wie ja das bei uns Sitte ist, wenn ein Mann von Ansehen und Bedeutung stirbt. Ich aber bildete fortan mit meinen Weibern und Kindern, sowie meinen Brüdern und ihrer ganzen Nachkommenschaft einen großen umuzi (Kraal), und alle gehorchten mir, als ihrem Herrn und Vater.“

Nachdenklich schwieg der Alte. „Inkosazana“, begann er endlich, „ich denke, es ist für heute genug. Die Erinnerung an meine verstorbenen Eltern erfüllt mein Herz mit Wehmut und Trauer. Das nächstmal will ich dir dann von den Engländern erzählen, mit denen ich bald darauf in Berührung kam. Lebe wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Missionsstation St. Joseph

Von Rev. Fr. Flavian.

Auf unserer Neugründung „St. Joseph“, von der wir in der Januarnummer l. J. zum erstenmale berichteten, geht es noch immer recht ärmlich her. Der ärgsten Not ist allerdings abgeholfen, auch hat das Innere des alten Burenhauses inzwischen einen mehr klösterlichen Charakter bekommen. In Bälde soll auch in der dortigen Kapelle ein neues Altärchen aufgestellt werden. Rev. P. Eligius wurde durch Rev. P. Dsilo ersetzt, und die Zahl der Brüder ist nun auf drei angewachsen. Einer derselben, Ven. Fr. Flavian, sandte uns Mitte März l. J. über die gegenwärtigen Verhältnisse daselbst folgenden Bericht:

Seit der zwei Monate, die ich nun bald hier bin, hatten wir fast beständig Regen. Höchstens 9 bis 10 Tage lang war das Wetter etwas freundlicher, und wir empfanden es als wahre Wohltat, wenn endlich wieder einmal die liebe Sonne schien. Ein paar Monate zuvor stand die Sache umgekehrt: Es war Frühjahr, die Saatsfelder waren bestellt, und alles wartete auf Regen. Umsonst; Tag für Tag brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Drunten in Mariannhill, und überhaupt der ganzen Küste entlang, gab es Regen im Ueberfluß; ja sogar im benachbarten Maria-Ratschitz, das nur eine Tagreise von hier entfernt ist, klagte man über zu viel Regen, wir dagegen hatten wochenlang keinen einzigen. Kurz nach Neujahr setzten endlich die Regentage ein und haben seitdem mit geringer Unterbrechung fortgedauert bis heute. Afrika ist eben das Land der Extreme.

Anfangs war uns der Regen hochwillkommen; bald aber geschah des Guten zu viel, und gegenwärtig haben unsere Felder, in denen anfangs der Mais so hoffnungsvoll und üppig stand, großen Schaden gelitten. Unsere Farm ist von Hügeln und Bergen umgeben, der Boden aber ist lehmhaltig und läßt nur wenig Wasser durch. Setzen nun große Regentage ein, so schießt das Wasser mit ungeheurer Gewalt von allen Höhen nieder und sammelt sich unten im Tal, wo die meisten Felder liegen, in gewaltigen Massen an. Die Strömung reißt förmliche Flußbette mitten ins Ackerland hinein und